

Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **95 (1999)**

Heft 2: **Thema : Alltag und Medien**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

DANIEL HAAG-WACKERNAGEL: Die Taube. Vom heiligen Vogel der Liebesgöttin zur Strassentaube. Basel: Schwabe 1998. 245 S., Abb.

Der Zufall will es: In Basel hängen zur Zeit zwei «Tauben-Plakate». Das eine eröffnet als Plakat eines Reiseveranstalters vor dem Hintergrund der Kuppeln des Markusdomes in Venedig einen Blick auf den taubenumschwirrten Markusplatz; das andere wirbt mit den Schlagzeilen «Der Feldzug der Schlange und das Wirken der Taube» für ein Buch, das der «Gottesprophetie der Zeitenwende» gewidmet ist. Eine weisse Taube, die vom oberen Bildrand her wie ein Pfeil nach unten sticht, steht für das Reich Gottes.

Die zwei Plakate berichten offensichtlich von zwei verschiedenen, ornithologisch aber keineswegs unterschiedlichen Tauben: Der profanen Strassen- oder Stadtaube steht die sakrale Heilstaube gegenüber – der Gegensatz könnte grösser nicht sein! Und genau diese Gegensätzlichkeit in der Wahrnehmung der Taube ist auch Inhalt eines ausserordentlichen Buches, das die vielfältigen Auftritte und Erscheinungsformen dieses Vogels in Geschichte und Gegenwart aufzeichnet. Der Autor, Daniel Haag-Wackernagel, ist Biologe und auch von der Biologie her zum Thema seines Buches gekommen. Bekanntlich sind die Stadtauben, wie sie etwa auf dem Venedig-Plakat auszumachen sind, nicht nur in hohem Masse fotogen, in gleich hohem Masse sorgen sie als Natursprayer und Fassadenverschmutzer für Ärger bei Hausbesitzern, Passanten und Denkmalpflegern. Doch auch in diesem Falle gilt: Des einen Leid, des anderen Freud, denn «Wer Täubchen liebend Futter streut, sich stiller, reiner Lieb erfreut». So steht die Stadtaube heute im Kreuzfeuer der fütternden Tierschützer und jener staatlich Bevollmächtigten, denen die ebenfalls tierschützerische Aufgabe zufällt, die überproportional grosse Taubenpopulation unserer Städte mit humanen Lösungsansätzen zu reduzieren. Daniel Haag-Wackernagel hat in diesem Sinn mit seiner «Basler Taubenaktion» ein wegweisendes und auch für andere Städte beispielhaftes Projekt erarbeitet.

Doch der Biologe Haag ist nicht nur im Vollzug human, er ist vor allem von seiner Geisteshaltung her durch und durch Humanist, und so folgt er souverän dem «Weg der Taube durch Völker und Zeiten». Ein faszinierender Gang, den nur beschreiten kann, wer über das Biologische hinausgeht und die Taube auch aus der Sicht des Kulturhistorikers und Religionswissenschaftlers, des Orientalisten und Altphilologen sowie als Kunstkennner und als Volkskundler begreift und focussiert.

Aus der interdisziplinären Verbindung all dieser Elemente entsteht das faszinierende Bild eines Lebewesens, dem jenseits seiner realen Existenz bei allen Völkern und zu allen Zeiten eine herausragende Bedeutung zukam und immer noch zukommt. Es gibt keinen anderen Vogel, der auch nur im Entferntesten derart reich an Projektionen ist wie die Taube. Der ausserordentlich populäre Storch, um den sich ja ebenfalls viele Geschichten ranken und der als Symbolträger jedem Kind bestens vertraut ist, nimmt vergleichsweise in unserer Vorstellungswelt eine höchst bescheidene Stellung ein. Anders und reichhaltiger sind die Interpretationen, die der Taube zukommen. Sie oszillieren «vom aggressiven Tier dunkler Göttergestalten über den sanftmütigen Vogel einer wollüstigen Liebesgöttin bis zum Symbol für den heiligen Geist der christlichen Religion» und machen dieses alte Haustier überdies «an unterschiedlichen Orten und zu verschiedenen Zeiten zum Sinnbild der Schnelligkeit, der Fruchtbarkeit, der göttlich-geistigen Erleuchtung, der Sanftmut und der Duldsamkeit, der Gattenliebe, der Friedfertigkeit und der Liebe, des Futterneides, der Streitsucht und der nervösen Hektik».

Entsprechend diesem reichen Kanon wechseln die Schauplätze der Taubenmonographie von Haag-Wackernagel vom Vorderen Orient nach Ägypten, von den Israeliten zu den Griechen und von Rom zur Eroberung der Welt im Christentum und im arabischen Raum. Doch auch in Indien und in China hat die Taube als Symbol menschlicher und göttlicher Eigenschaften ihre Spuren in Literatur und Kunst hinterlassen.

Am Ende des 20. Jahrhunderts hat die Taube, der im Volksglauben immer noch eine feste Stellung zukommt – sie äussert sich etwa in Hochzeitsbräuchen – zusätzlich altes Terrain zurückerobert beziehungsweise gesichert. Die Rede ist von der Taube als Bringerin des Friedens. Friedfertig, sanftmütig und wehrlos – das sind ihre landläufigen Attribute. Sie begegnen uns entsprechend der sich gleich bleibenden menschlichen Wahrnehmung durch alle Jahrhunderte, ja Jahrtausende sowohl im Bild als auch in literarischen Zeugnissen. Die Feststellung, die Friedenstaube sei wahrscheinlich seit Beginn menschlicher Überlieferung eine Konstante des Beziehungsnetzes Mensch – Tier, ist daher nicht übertrieben; und Haag versteht es denn auch, diese Entwicklung mit zahlreichen sprechenden literarischen und künstlerischen Belegen zu dokumentieren. Seine Reise führt von der Taube Noahs als dem Symbol des Friedens zwischen Gott und den Menschen bis hin zur kommunistischen Friedenstaube Picassos, die mit einem Ölzweig im Schnabel wieder an die alte christliche Tradition anknüpft.

Eine Besprechung des 245 Seiten zählenden und grossformatig angelegten Standardwerkes wäre unvollständig, würde nicht auch auf seine gediegene Gestaltung und die ausserordentlich reiche Illustration hingewiesen. Erwähnung verdienen schliesslich das differenzierte Stichwort- und das Ortsverzeichnis. Mit nicht weniger als rund 1500 beziehungsweise 400 Hinweisen eröffnen diese beiden Rubriken einen praktischen und raschen Zugriff zu Einzelaspekten dieser einzigartigen Taubenzyklopädie.

René Salathé

ANDREAS KÜHNE: Ziegler in Mittelfranken. Arbeits- und Lebensverhältnisse um 1900 im Spiegel archivalischer Quellen. Passau: Lehrstuhl für Volkskunde 1998. 251 S., Ill. (Passauer Studien zur Volkskunde, 16).

Das Titelbild – es zeigt Arbeiterinnen und Arbeiter mit Pferdefuhrwerken und säuberlich gestapelten Ziegelsteinen vor der Ziegelei in Unterstrahlbach – weckt Interesse an der volkskundlichen Magisterarbeit Andreas Kühnes; auch der Untertitel des Bandes macht neugierig: um Arbeits- und Lebensverhältnisse der Ziegler in Mittelfranken um 1900 wird es gehen, rekonstruiert mit Hilfe archivalischer Quellen. Untertitel und Foto: beides zusammen wirkt vielversprechend.

Der Autor bereitet ausführlich auf den Kern der Studie vor – sein Forschungsproblem hat er aus der Fragestellung regionaler Alltagsgeschichte der Arbeiterschaft entwickelt, zentral ist die Vielfalt ihrer Lebensformen und Lebensäusserungen. Er möchte Einblicke in die Lebens- und Arbeitswelt der Ziegler vor hundert Jahren verschaffen und kombiniert dazu Ansätze aus Handwerks-, Arbeiter- und Migrationsforschung. Im Mittelpunkt seines Interesses stehen die berufliche Differenzierung, die Unterschiede zwischen «einheimischen» Arbeitskräften und Wanderarbeitern. Aufgearbeitet werden diese Bereiche anhand der klassischen volkskundlichen Themen Arbeit, Wohnung und Verpflegung. Von der Methode her sieht Kühne sich in der Tradition der Münchner Schule; er kündigt die Auswertung von rund 300 behördlichen Berichten unter vorwiegend qualitativen Kriterien an. Aus dem grossen Quellenbestand an Akten der Gewerbeaufsicht im Nürnberger Staatsarchiv hat der Volkskundler sogenannte Tagebücher – handschriftliche Protokolle zweier Inspektoren – ausgewählt. Die Tagebucheinträge folgten Instruktionen, sie sind tabellarisch gegliedert, konzentriert auf die Beantwortung vorgegebener Fragen, konzentriert auch auf das Besondere und durch die Persönlichkeit des Produzenten geprägt. Die Notizen dienten der Behörde als Basis für den obligaten Jahresbericht, und sie mussten überdies monatlich der Regierung vorgelegt werden. Andreas Kühne vergisst also nicht, Quellenkritik zu üben, seine Gedanken zum Entstehungszusammenhang seiner Hauptquelle bezieht er auch später in die Auswertung immer wieder ein (über das Mass liesse sich diskutieren).

Der abgedeckte Zeitraum ergab sich einerseits aus der Quellenlage, zum anderen fällt eine wichtige Phase der Modernisierung und Industrialisierung der Ziegeleien mit der Zeit um die Jahrhundertwende zusammen. Der dargestellte Raum Mittelfranken wurde bisher in dieser Hinsicht noch nicht bearbeitet.

Kühne – gewissermassen immer noch einleitend – beschreibt dann die Gewerbeaufsicht als Behörde, die wirtschaftliche Situation im Deutschen Reich, er behandelt die Ziegelherstellung, schildert, unterstützt durch einige Abbildungen, sehr genau Verfahren und Arbeitstechnik. Er beschreibt Technisierung und Industrialisierung der Branche und erklärt die Funktionsweise neuer Einrichtungen; leider werden kaum Schlüsse gezogen, was die strukturellen Veränderungen für die ArbeiterInnen bedeuteten. Es folgt ein geschichtlicher Abriss zu den Ziegeleien in Mittelfranken allgemein – einbezogen sind Infrastruktur, geographische Gegebenheiten, Rohstoffvorkommen, die Nachfrage etc. –, mehrere Beispiele für die Entwicklung einzelner Betriebe werden aufgezählt.

Alle diese Darstellungen weisen viele Wiederholungen auf, man wünscht sich vielfach nähere Erklärung bzw. Schlussfolgerungen aus dem aufwendig Beschriebenen. Man blättert zurück und besieht nochmals das detaillierte Inhaltsverzeichnis – «Ziegler», so hiess es doch im Buchtitel: dass hier kaum Menschen aufscheinen, macht ein wenig stutzig. Zudem ist irritierend, dass die Inspektoren-Tagebücher wohl als qualitative Quelle gelten, aber immer wieder versucht wird, Zahlenmaterial aus den Aufzeichnungen zu gewinnen. Wiederholt führt Kühne statistische Auswertungen durch, die Quellen widersetzen sich dieser Vorgehensweise, Probleme entstehen. Die Tabellen lockern zwar den Text auf, ihr Erklärungswert aber ist teilweise gering.

Auf Seite 99 kommen dann – abgesehen von den beiden Gewerbeinspektoren und Quellenproduzenten – die ersten Menschen vor. Der innerbetrieblichen Hierarchie gehorchend, stehen Unternehmer an erster Stelle. Berichtet wird über deren soziale Herkunft, ihre Berufe, manchmal auch über die Unternehmensphilosophie – in jener (Gründer-)Zeit wurden Ziegeleien oft als Spekulationsobjekte und Kapitalanlagen gekauft. Nochmals elf Seiten weiter tauchen endlich die Ziegelerbeiter auf. Hier wird

der Text den Erwartungen, bei mir hervorgerufen durch Titel und Umschlaggestaltung, doch noch gerecht. Anhand der Tätigkeiten, Berufsbezeichnungen und Verantwortlichkeiten im Produktionsprozess macht Kühne die ausgeprägten innerbetrieblichen Hierarchien deutlich und beschreibt ein patriarchalisches System (ohne sich jedoch theoretisch damit auseinanderzusetzen). Interessant sind die unterschiedlichen Lohnsysteme der Wanderarbeiter und deren Auswirkungen auf die Lebensverhältnisse der Einzelnen, die Arbeiterschaft und den Wirtschaftszweig. Besonders ergiebig sind Passagen, wo er historische literarische Beschreibungen der Ziegelei zitiert; vielleicht hätten sich diese Quellen insgesamt besser geeignet, um Kultur und Lebensweise der ZieglerInnen darzustellen.

Nur in zehn Prozent Tagebucheintragen wird Verpflegung erwähnt, erläutert wird vor allem die organisatorische Seite der Verpflegung – die Selbstversorgung bzw. die Verpflegung in den betriebseigenen Kantinen unterscheidet lokale Arbeitskräfte von den lippischen oder italienischen Wanderarbeitern, die sich gemeinschaftlich verpflegten. Andreas Kühnes Schilderungen zur Abhängigkeit der ArbeiterInnen – vom Zwischenmeister, der bei den italienischen Wanderarbeitertrupps über Arbeitsplatz, Entlohnung und Verpflegung bestimmte, oder vom Werksbesitzer und -leiter, der lokale Arbeiter mit Speisen und Getränken aus der Kantine verköstigte, des öfteren Blechmarken anstatt Geld auszahlte – sind jene Momente, wo tatsächlich etwas von der Lebenswelt der Arbeiterinnen und Arbeiter sichtbar wird. Auch beim Bereich «Unterkünfte» wird das grosse Bedürfnis nach Gliederung deutlich – «durch Beschränkung auf möglichst eindeutige Fälle [soll] zumindest ansatzweise eine Gliederung nach gewissen Kriterien vorgenommen werden» (S. 187). ZiegeleiarbeiterInnen wohnten manchmal auf dem Betriebsgelände, oft unter kaum vorstellbaren Bedingungen. Die Gewerbeinspektoren prangerten in ihren Aufzeichnungen Missstände oft über mehrere Besuche, das heisst mehrere Jahre hinweg, an. Eine gründliche Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Erfolg der Gewerbeinspektoren wäre lohnend gewesen.

Die italienischen und lippischen Wanderarbeiter (erstere brachten auch ihre Familien mit) lebten in sozialer Abgeschlossenheit innerhalb des Werkes, aufgrund von Sprachschwierigkeiten, der getrennten Verköstigung, der geringen Freizeit und des kurzen Aufenthalts (die Ziegeleien waren Saisonbetriebe) war Integration unmöglich.

So hat man schliesslich doch noch etwas über die ZieglerInnen in Mittelfranken um 1900 erfahren. Es ist schade, dass Andreas Kühne den Ankündigungen aus der Einleitung nicht ganz nachkommt und damit auch das Versprechen aus dem Titel nicht komplett erfüllt. Das sorgfältige Lektorat ist uneingeschränkt zu loben.

Nikola Langreiter

THOMAS FLIEGE: Bauernfamilien zwischen Tradition und Moderne. Eine Ethnografie bäuerlicher Lebensstile. Frankfurt/New York: Campus Verlag 1998. 479 S. (Campus Forschung, 760).

In den letzten Jahrzehnten wurde die auch von der Volkskunde inthronisierte Institution Bauernfamilie mit vielen Schwierigkeiten konfrontiert: Strukturwandel und eine allgemeine Modernisierung der landwirtschaftlichen Produktion haben Konflikte geschaffen, die nicht einfach zu bewältigen sind. Denn das Bild der immer fortschreitenden «innovativen Unternehmerpersönlichkeit» lässt sich nur schwer mit dem des Bauern vereinbaren, der gebunden in natürlichen Rhythmen wirtschaftet und einer bestimmten Familientradition verpflichtet ist.

Doch wie reagieren die Bauernfamilien? Haben sie sich in ihrem Lebensstil an die «industrielle» Lebensweise angepasst, die von städtischen Lebensmustern und Freizeitverhalten dominiert wird, oder bestehen überlieferte, überholt geglaubte kulturelle Orientierungen weiter?

Diese Fragen wollte Thomas Fliege, Lehrbeauftragter an der Evangelischen Fachhochschule für Sozialwesen in Reutlingen, für Oberschwaben beantworten. Eigenartigerweise lässt sich nämlich ähnlich wie in der Schweiz das wirkliche Bauerntum schwer entdecken. Auch in Deutschland wird es zur «guten alten Zeit» verklärt oder negativ belegt. Sinnlose Überproduktion, teure Subventionen und Bauernsterben sind hier die einschlägigen Schlagworte. Um nun zu einem tieferen Verständnis der Menschen dieser ländlichen Gegend nördlich des Bodensees zu kommen, fragte sich Fliege, wie sehen die Betroffenen diese Probleme – und wie erklären sie ihre Alltagswirklichkeit selbst?

Als analytische Werkzeuge verwendet der Autor nach einer fundierten Theoriediskussion den Lebensstil-Ansatz, biographische Interviews und historische Betrachtungen. Mit diesen Erkenntnismitteln ausgestattet, beschreibt er zunächst das Untersuchungsgebiet, die Familienstrukturen und das Praxisfeld der bäuerlichen Arbeit in Zeit und Raum, bevor er zu einer breiten Diskussion der bäuerlichen Lebensstilsegmente ansetzt. Analytische Felder sind hier das Wohnen, Ernährung und Esskultur, Bekleidung, Konsum, Freizeitverhalten und Religiosität. Lebensgeschichtlich interviewt wurden je zwölf

Frauen und Männer, die Vollerwerbsbetriebe mit im Durchschnitt 61 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche im Raum Riedlingen, Ravensburg und Biberach betreiben, hauptsächlich mit Rindern und Schweinen.

Oberschwaben ist im Vergleich zum übrigen Südwestdeutschland deutlich landwirtschaftlich geprägt. Ihr Anteil an der Bodenfläche liegt bei 60–70%, im Gegensatz zum Landesdurchschnitt von 50%. Auch sind hier noch 8% der Bevölkerung in der Land- und Forstwirtschaft tätig, was deutlich das Mittel von 2,7% übertrifft. Diese Situation hat historische Gründe: der Bauernstand spielte in Oberschwaben, das ähnlich kleinräumig wie die Schweiz strukturiert ist, politisch immer eine wichtige Rolle. Erinnert sei hier nur an den Aufstand der Bauern im Bauernkrieg von 1525, der zwar blutig unterdrückt wurde, aber die Landleute bis heute politisierte und selbstbewusst machte.

Die heutige Lage ist stark von den Wandlungen der Nachkriegsjahre geprägt. Nach dem Krieg erzeugte die oberschwäbische Landwirtschaft kaum noch die Hälfte der Vorkriegsproduktion. Mit dem Wiederaufbau setzte ein tiefgreifender Wandel ein, der weitreichende Folgen für die auf dem Land lebenden Menschen hatte. Zunächst ersetzten Traktoren und Dreschmaschinen die Handarbeit. Bald kaufte man Zugmaschinen, Pflüge, Saatbeetbereitungsgeräte und Mähdrescher. Danach kamen die Gebäude dran: Futterkrippe und Stroheinstreu verschwanden aus den Ställen, Melkstand, Fütterungs- und Schwemmstanlagen wurden eingebaut. Gesinde wurde mehr und mehr entbehrlich und durch mithelfende Familienangehörige ersetzt. Es wanderte in die wiederaufgebauten Industriezentren ab, was die Hofbesitzer wiederum zur weiteren Technisierung zwang. Sinkende Preise bei Maschinen und Futtermitteln sowie stärkerer Einsatz von Kunstdünger bewirkten einen enormen Produktivitätszuwachs, damit auch monokulturelle Landnutzung und eine intensive Arbeitsteilung in Betrieb und Region. Die in Oberschwaben üblichen kleinen Gemischtbetriebe wurden zunehmend ineffizient. Dabei haben sich auch die Dörfer stark verändert: Unterbäuerliche Schichten lösten sich auf, Pendler und Lohnabhängige setzten neue kulturelle Massstäbe. Vollerwerbsbauern wurden zu einer Minderheit im Dorf; eine Rolle, mit der sie schwer zurechtkamen.

Obwohl die siebziger Jahre als «Goldenes Zeitalter» für die Landwirtschaft Oberschwabens galten, förderte die 1958 eingeführte gemeinsame EG-Agrarpolitik den Strukturwandel weiter. Die Abwanderung aus den sogenannten nichtlebensfähigen Betrieben sollte mit Programmen wie «Landabgabepremien», «Milchrenten» usw. ermuntert, die grösseren Betriebe mit «einzelbetrieblichen Förderprogrammen» und grosszügigen Darlehen zu weiterem Wachstum animiert werden. So gingen europaweit zwischen 1965 und 1992 über 12 Millionen Arbeitsplätze in der Landwirtschaft verloren, Vollerwerbsbetriebe wurden im Nebenerwerb weitergeführt oder mussten sich stark verschulden.

Wie hat das System Bauernfamilie als ältestes und wichtigstes Baelement der ländlichen Gesellschaft auf diese epochalen Veränderungen reagiert? Auch heute noch ist sie Arbeits-, Lebens- und Wohnverband, der manchmal vier Generationen umfasst. Die Ehe spielt eine zentrale Rolle. Aufs engste damit verbunden ist die Entwicklung des Betriebes, der Hof ist dabei Symbol generationenverbindender Pflicht und familiärer Kontinuität. Thomas Fliege kann belegen, dass diese Ansicht trotz Modernisierung geblieben ist, obwohl sich in einigen Bereichen das Denken «vom Hof her» abzuschwächen scheint. Man ist froh, den Hof an den interessierten Sohn oder die Tochter zu übergeben, aber nur, wenn der Betrieb nicht verschuldet ist und über anständige Gebäude verfügt. Auch die Ehe ist im Gegensatz zu nichtbäuerlichen Kreisen wichtig geblieben. Verheiratet und Mutter oder Vater zu sein, gehört zum üblichen Lebenslauf der Bäuerinnen und Bauern. Dabei war unter allen Befragten die Ehe Symbol für eine ernsthafte und auf Dauer angelegte Beziehung. Dementsprechend ist die Scheidungsquote siebenmal kleiner als in der Gesamtbevölkerung.

Geändert hat sich hingegen der Heiratskreis. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein bestimmte das Interesse am Fortbestehen des Hofes und des Besitzes die Partnerwahl. Als Faustregel galt, dass der Hoferbe nur eine Bauerntochter heiraten sollte, deren elterlicher Hof ungefähr so gross wie der eigene war und die in der näheren Umgebung wohnte. Hier hat die Moderne Einzug gehalten: Beziehungen entstehen heute freiwillig und auf der Basis zwischenmenschlicher Zuneigung. Auch die Entwicklung von der Kleinfamilie zu nichtfamilialen Lebensformen, wie sie in der nichtbäuerlichen Gesellschaft zu beobachten ist, wird von den Landleuten nicht mitvollzogen. Ausserdem ist die Beziehung zwischen Kindern und Eltern immer noch intensiv. Aber die Elternbestimmtheit der Kinder hat in eine Kindbezogenheit der Eltern umgeschlagen: Heute gehen die Eltern viel mehr auf die Bedürfnisse der Kinder ein.

Eine der Eigentümlichkeiten der traditionellen Bauernfamilie ist auch in Oberschwaben noch gleichgeblieben: Die Alten bleiben in allen befragten Familien auf dem Hof. Dabei existieren überall getrennte Wohnungen und Haushalte und die Altenteiler helfen im Betrieb mit, so lange sie noch können. Dabei bezeichnen beide Generationen die Wohnsituation durchgehend als zufriedenstellend.

Alles in allem hat Thomas Fliege feststellen können, dass sich die traditionelle landbewirtschaftende Familie doch ein Stück weit an den Idealen der Moderne orientiert. Freiere Partnerwahl, Trennung der Generationen auf dem Betrieb, eine bewusste Entscheidung für Kinder und moderne Erziehungskonzepte sind möglich geworden. Dabei müssen aber die betroffenen Familienmitglieder bewusst traditionelle und moderne Normen und Werte gegeneinander abwägen.

Trotz Reformanstrengungen seit 1992 sind die Probleme der EU-Landwirtschaft weit von einer Lösung entfernt. Und jetzt kommt neues Ungemach auf die Bauernfamilien zu: Die EU muss sparen, und da wird die Landwirtschaft, die fast die Hälfte des EU-Budgets verschlingt, wohl nicht verschont werden. Wie sieht Thomas Fliege die Zukunft, jetzt, wo die neue deutsche Regierung weniger auf die Bauern Rücksicht nehmen muss? Paradox findet der Volkskundler, dass eine supranationale Organisation die Landwirtschaft eines ganzen Kontinents organisieren soll – ein Wirtschaftszweig, der stark auf lokale Verhältnisse abstellt. Der Forscher kennt allerdings auch keine Patentrezepte zur Linderung der angespannten Situation. «Ein ganz wichtiges Glied in der Kette ist der Verbraucher», meint er im Gespräch, «der Konsument soll die lokalen Erzeuger bevorzugen, damit er sieht, woher die Produkte kommen.» Hoffen wir, dass Thomas Flieges Dissertation die Diskussion weiterbringt.

Nicholas Schaffner

HEINRICH MEHL (Hg.): *Volkskunst in Schleswig-Holstein. Alte und neue Formen*. Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens 1998. 240 S., über 200 Abb. (Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum. Volkskundliche Sammlungen, 3).

Der schwierige Spagat dieses Buches deutet sich schon im Titel an: die Volkskunst Schleswig-Holsteins soll in «alten und neuen Formen» vorgestellt werden. Das aufwendig ausgestattete Buch, das durchgängig auf Glanzpapier gedruckt ist und mit einem einheitlichen Design für Textblöcke, grauen Bildlegendenstäben und vielen, primär schwarz-weißen Abbildungen die Beiträge von sehr vielen Autoren zusammenbindet, kommt in den ersten drei Vierteln wie ein klassischer Museumskatalog daher. Das zumindest vermittelt beim ersten Durchblättern die Abbildungsebene. Exemplarische Werkstücke reihen sich zu einem Reigen aus dem klassischen Kanon der Museums-Sammlungsgebiete; dazu gehören Textilkunst, Kerbschnitzerei, Einzeilmöbel wie Truhen, Stühle, Schränke, dazu gehören des weiteren komplette Stubeninterieurs, Ölgemälde von Bauernstuben und -häusern. Zu all diesen Sammlungsgebieten gibt es fundierte Einzelartikel über Stilmerkmale, Handwerkstraditionen, zu musealer Sammlungstätigkeit und Präsentation. Nach dieser Traditionsreihe werden zwei weniger breitenwirksam rezipierte Themen vorgestellt, das Wander-Marionettentheater und die Reisenden Theater mit Guckkasten Bühnen und Panoramen. Vom gewerblichen Charakter dieser Theaterformen her gehören diese beiden Kunstformen eindeutig zum traditionsbezogenen ersten Teil.

Danach gibt es eine inhaltliche Zäsur mit der Hinwendung zu den «Modernen Formen der Volkskunst». Auch hier kann ein erstes Überblättern der Abbildungen wieder als Leitlinie für die Inhalte dienen, um die es jetzt geht. Ein Vorgarten mit Gartenzwerge wird gezeigt, ferner kupfergetriebene Hausnummern, Giesskeramik vom Volkshochschulkurs, Tauwerksarbeiten, Muschelbilder, bemalte Garagentore, Strohhallen-Riesen und schliesslich Graffiti: sie alle sind Teile des neuen Kanons.

Zu beiden Hauptteilen des Buches gibt es jeweils einen Grundsatzartikel des Herausgebers *Heinrich Mehl* (der ausserdem auch noch das Kapitel über zwei Laienmaler des 19. Jahrhunderts bearbeitet hat); «Annäherung an ein schwieriges Thema» nennt Mehl sein Einleitungsreferat. Es reflektiert die Geschichte der Volkskunstdefinitionen, die Rezeptions- und Sammlungsgeschichte. Betont wird, dass Volkskunst keine Laienkunst ist, und das ist der Leitfaden für alle Artikel zur traditionellen Volkskunst. Unter diesem Aspekt der professionellen Grundlage der sogenannten Volkskunst stellen die einzelnen Beiträge denn auch jeweils eine Art Handwerksmonographie dar mit typischen Berufsbildern und typischen Techniken. Themen wie Tischlerei, Töpferei, Kerbschnitzerei oder Textilverarbeitung werden umfassend aufgearbeitet. Gerade letzteres Thema der Textilverarbeitung, von *Christine Neumann* sorgfältig recherchiert, zeigt auch fließende Übergänge und Verknüpfungen zwischen professioneller Handwerkskunst wie der Weberei und Laienarbeiten des Hausfleisses wie der Leinengarn-Produktion oder der Stickerei. Doch auch die von Laien ausgeübten Arbeiten, soviel wird klar, fussen darauf, dass erst einmal zu ihrer Ausübung Techniken erlernt werden mussten, etwa das Sticken im Handarbeitsunterricht. Eine ähnliche Semi-Professionalität wird auch in der Laienmalerei von *Christian Nikolaus Schnittker* oder *Hinrich Hinrichsen* aus dem 19. Jahrhundert deutlich, deren *Ceuvre Heinrich Mehl* vorstellt.

Volkskunst entsteht auf der Grundlage professionell ausgeübten Handwerks; oder es bedarf zu seiner Produktion zumindest gründlich erlernter Techniken, so die Ausgangsthese. Und dann kommt die Moderne der Volkskunst als Bastelkunst daher oder als Ansammlung von folkloristischen Massengütern, die in Übersee als Akkordarbeit hergestellt wurden? Wie geht das zusammen? Sind der Volkskunst mit den aussterbenden Handwerken die Gegenstände ausgegangen? Und hilft sie sich, indem sie flugs populäre ästhetische Erzeugnisse zur Moderne des Genres erklärt? Am überzeugendsten können sich Graffiti als legitime Nachfolgekunst definieren lassen. *Torkild Hinrichsen* zeigt, wie auch hier oft ein semiprofessionelles Niveau von Entwurf und Ausführung erreicht wird. Diese neue Volkskunst bietet zudem die so oft eingeforderten Chancen zu Aneignung und Identifikation mit der alltäglichen Umwelt, sie hätte demnach primär integrative Funktionen, gerade für Jugendliche. Dennoch wird sie durchweg kriminalisiert, weil sie als aggressiver Reflex gegen den «Sauberkeitsfimmel» verstanden wird. Doch wie ordnet man die reine Laienkunst, das individuelle Schmuckbedürfnis von Wohnung, Haus und Garten, ein? Eine Brücke zur Volkskunst kann hier nicht mehr über die Techniken allein geschlagen werden, die mehr oder weniger anspruchslos sind wie Makramee, Keramikguss oder Ikebana, und die in Volkshochschulkursen oder Schulen gelernt werden. Den Rückbezug zur «Volkskunst» kann man nur über die ästhetische Funktion herstellen, über das Schmuckbedürfnis. Dieses ist zwar weitgehend im Privaten angesiedelt, verfügt aber doch über eine oft unglaubliche Uniformität bei Objekten und Formsprachen, wie Mehl beobachtete, so dass so etwas wie «Stile» entstehen können.

Margret Tränkle

MARTIN STUTE: Hauptzüge wissenschaftlicher Erforschung des Aberglaubens und seiner populärwissenschaftlichen Darstellung der Zeit von 1800 bis in die Gegenwart. Eine Literaturanalyse. Frankfurt a. M./Berlin/Bern: Lang 1997. IX, 302 S. (Europäische Hochschulschriften, Reihe 19: Volkskunde/Ethnologie, Abt. A: Volkskunde, 45)

Ziel der von Stute (an der Universität Münster, Westfalen) vorgelegten Dissertation ist es nachzuweisen, wie sich in den beiden vergangenen Jahrhunderten das Verständnis des Aberglaubens bei Wissenschaftlern und bei den sogenannten einfachen Leuten gewandelt hat. Stute liess sich bei seiner Themenwahl einerseits durch das allgemeine öffentliche Interesse an aktuellen Formen des Aberglaubens wie Parapsychologie und Okkultismus leiten; andererseits auch durch eine gewisse persönliche Faszination, die er einleitend mit einem Goethe-Zitat folgendermassen umschreibt: «Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens...»

Es geht um eine Geschichte der Aufzeichnungen über Aberglauben, das Magie- und Spukwesen in wissenschaftlichen Werken sowie um die Spuren davon in populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen. Methodisch handelt es sich vorerst um eine Titelerhebung zu den Schlagwörtern Aberglaube, Hexe, Magie und Spuk; sodann um eine Überprüfung der Verfügbarkeit von Titeln in einer Auswahl von Bibliotheken und drittens um eine Ergänzung nach Schneeballprinzip, bei der einschlägige Titel aus den Literaturverzeichnissen einer willkürlich getroffenen Auswahl der bereits erhobenen Titel erfasst wurden.

Ein Drittel des Buches macht die historisch und thematisch geordnete Reihe der Titel aus, gefolgt von einem interpretierenden Resümee, welches die Publikationen dem jeweiligen Zeitgeist zuordnet. Dieser reicht von aufklärerischer Sachlichkeit über romantische Ursachenerklärung, Moralappelle zu regionalen volkskundlichen Untersuchungen bis zu den zahlreichen populären Publikationen des «New Age» und der bei seinen Anhängern beliebten Reprints. Die dem Resümee folgenden zehn Seiten dürfen als Kernstück des Bandes bezeichnet werden, liefern sie doch einen kompakten Abriss der Geschichte der immer wieder wechselnden Einstellungen zu und der Kritiken am Aberglauben. So erfahren wir etwa, dass sich der Erfinder der Homöopathie, Samuel Hahnemann, mit seiner Lehre von der Einheit der Natur unter die Romantiker einreihen lässt, welche sich auch oder ganz besonders mit der «Nachtseite der Naturwissenschaft» befassen wollten. Diese Nachtseite erlebt seit mehreren Jahren wieder einen Aufschwung, wie Stute meint, wegen Sinnkrisen in modernen Gesellschaften und der weit verbreiteten Religionsverdrossenheit.

Anschliessend widmet Stute den Hauptteil seiner Dissertation den geistesgeschichtlichen Epochen und ihren Begriffen vom Aberglauben, ebenso den verschiedenen Kritiken am Phänomen. Auch hier hält er sich streng an die historische Reihenfolge der untersuchten Werke, was den Lesenden die Orientierung erleichtert. Von einer eigentlichen Lektüre kann bei diesem Band wohl kaum die Rede sein, gibt es doch nicht selten Seiten, die bedeutend mehr Text in den Fussnoten als in den laufenden Zeilen aufweisen. Das ist aber bei einer bibliographischen Aufarbeitung eines Themas nicht anders zu leisten und soll den Wert dieser enormen Fleissarbeit nicht schmälern!

Maja Fehlmann

LAURENCE OSSIPOW: *La cuisine du corps et de l'âme. Approche ethnologique du végétarisme, du crudorisme et de la macrobiotique en Suisse*. Neuchâtel: Editions de l'Institut d'ethnologie/Paris: Editions de la Maison des sciences de l'homme 1997. 341 p., 27 ill., tab. (Recherches et travaux de l'Institut d'ethnologie, 13).

Die Centlivres-Schülerin Laurence Ossipow widmet sich in ihrer Dissertation der Frage, warum es zum Wechsel von Ernährungsgewohnheiten kommt und welche Formen die «neue» Ernährung annimmt. Sie beschränkt sich dabei auf Beispiele fast ausschliesslich aus der welschen Schweiz, auf Fälle also, wo die Umstellung auf fleischlose Nahrung frei gewählt wird (im Unterschied etwa zu Hungergebieten oder vorwiegend asiatischen Ländern mit entsprechenden religiösen Vorgaben). Um es vorwegzunehmen: Diese Wahl hat hierzulande nicht so sehr mit Kalorienzufuhr zu tun, sondern ist Ausdruck einer Lebenshaltung, einer Ethik, zu der man sich gerne und offen bekennt, fast könnte man schreiben einer «Konfession».

Für Ossipow geht es (in gut ethnologischer Manier) nicht etwa um die Frage, wie gesund oder ungesund spezielle Diäten sind, sondern sie durchforstet und interpretiert die Ernährungsgewohnheiten und die dahintersteckenden «Konfessionen» und, wie sie sich ausdrückt, Kosmologien. Ein weiteres Untersuchungsgebiet sind die Verkehrskreise wie spezielle Geschäfte, Restaurants und Zirkel. Das Untersuchte interpretiert sie anhand von Oppositionen wie natürlich \Leftrightarrow unnatürlich, pflanzlich \Leftrightarrow tierisch, gesund \Leftrightarrow ungesund, woraus sie die gesellschaftliche Distinktion von «Allesessern» (*omni-ores*) und selektiv Essenden ableitet. Mit dieser theoretischen Vorannahme reiht sie ihre Untersuchung in die französische – d.h. heisst in diesen Falle auch strukturalistische – Fachliteratur ein. Diese ergänzt sie durch Begriffe wie Habitus, Identität und Repräsentation, welche sie der eher spärlichen englisch-amerikanischen und schwedischen Fachliteratur zum Thema entlehnt. Methodisch stützt sie sich auf Beobachtungen, Interviews und Untersuchungen der von den Anhängern benutzten (populären) Literatur und Kursangebote. Sie stellt folgende Hypothesen auf: Die bewusst gestaltete Umstellung in der Ernährung geht von einem Bruch mit hergebrachten Gewohnheiten – meist in der Folge eines markanten Erlebnisses oder einer Krise – einher und führt zu einem neuen Lebensstil. Die Umstellung umfasst (so kommt Ossipow zum Schluss) das ganze Wesen und seine Beziehungen zur Umgebung. Sie vollzieht sich auf verschiedenen Ebenen: kognitiv über Wahrnehmen/Bewusstwerden, aktiv durch anderes Handeln, in diesem Falle Konsumieren, und ideologisch über neue Vorstellungen von sich und der Welt. Das gilt für alle drei untersuchten Typen, wobei Ossipow die Anhänger der Rohkost als Untergruppe der Vegetarier behandelt.

Ihren Informanten begegnete Ossipow in einschlägigen Restaurants in den 80er Jahren vorab in Genf. Sie sprach die Personen immer einzeln an und führte die weiteren Gespräche auch einzeln mit ihnen. Damit wollte sie das Risiko ausschliessen, die Meinungen von Sektenangehörigen oder weltanschaulich extrem ausgerichteter Gruppierungen zu erheben. Bei der weiteren Erhebung von Daten über und von ihren Gewährsleuten erlaubte sie sich ein breites Spektrum von Methoden, von unstrukturierten Gesprächen über Fragebogen bis zum Tagebuch.

Über den Vegetarismus lässt sie sich breit aus (fast ein Viertel des Buches). Dabei erfahren die Lesenden die Grundlagen und viel Wissenswertes über die vegetarische Ernährung, stets gemischt mit Erhebungsdaten und Interpretationen, was die Lektüre nicht einfach macht. Dafür mag die Originalität der Titel entschädigen. Z.B. ist da unter dem Schlagwort des «Ur-Mordes» (*meurtre originel*) zu erfahren, dass sich Vegetarier aller Richtungen aus Respekt vor dem Leben nicht am lebenden Tier vergehen wollen und daher höchstens Produkte von lebenden Tieren einnehmen. Halb wissenschaftlich, halb weltanschaulich begründet stimmen alle in der Definition von lebend als sich fortbewegend überein. Davon hätte die Menschheit in einer frühen (historisch real geglaubten) Phase noch gewusst. Mit der stetigen Naturentfernung, als Degeneration interpretiert, sei aber dieses Wissen verlorengegangen. Daher ist die Umkehr zu rein pflanzlicher Ernährung so etwas wie eine Erweckung und eine höchst moralische Angelegenheit. Da die Befragten den Anstoss zur Ernährungsumstellung individuell erlebten und sich den Weg zu ihrer neuen Diät individuell erarbeiteten, sind sie der Überzeugung, es handle sich um eine persönliche und einmalige Leistung. Ossipow dagegen stellt Vegetarismus und Makrobiotik als eigentliche (Sub-)Kulturen dar, die sich für ihre symbolische Kohäsion und kollektiven Handlungsmuster, wie andere Gruppierungen auch, auf universal postulierte Glaubenssätze berufen. Stark vertreten ist die zur Esoterik neigende Ganzheitlichkeit, Verschmelzung mit der Natur. Daraus ergibt sich Abneigung gegen Exzesse jeglicher Art, worin Ossipow eine zutiefst protestantische Tradition ihrer Befragten ausmacht. Asketische, kontrollierende, ganzheitliche Tendenzen schreibt sie auch den bei ihren Befragten gängigen Vorstellungen von Krankheit als Disharmonie zwischen Seele und Körper, zwischen Kosmos und Natur zu.

Ossipow unternimmt den schwierigen Versuch, die ambivalente Haltung ihrer Befragten gegenüber

der Natur im allgemeinen zu erläutern. Einerseits geht es ihnen um Identifikation mit der Natur, allen Kreaturen (die, weil sie leben, eben wie der Mensch auch, das Recht auf Leben haben), andererseits um Absetzung (Distinktion) von der Natur, indem man sich eben gerade nicht wie Tiere, die einander auffressen, sondern moralisch besser als diese verhält. Eine Möglichkeit, sich diesem Dilemma zu entziehen, bietet die Reduktion der Wahlmöglichkeiten: Ein Teil der möglichen Nahrungsprodukte wird tabuisiert, dem anderen Abwechslung und Dynamik verliehen, indem die Distinktionen aufs Präparieren und Kombinieren verlegt werden. So nimmt etwa die Bedeutung des Verhältnisses von Rohkost gegenüber dem Gekochten bei Vegetariern und Makrobiotikern einen viel grösseren Stellenwert ein als bei «Allesessern».

Neben den «Erweckten», die sich aus Überzeugung zu einer andern Ernährungsweise bekehren, widmet Ossipow ein kleines Kapitel der zweiten Generation und den Abtrünnigen, die wieder zu gemischter Nahrung zurückkehren. Bei ihnen kommt der ambivalente Charakter spezieller Ernährungsgewohnheiten besonders deutlich zum Ausdruck: ein Zwang, der befreit!

Der lesenswerte Band zu einem sehr aktuellen Thema ist zwar informativ, wirkt aber in bezug auf die theoretische Verortung eklektisch; so viele Theoreme werden herangezogen, dass das Ganze nicht nachvollziehbar ist. Wohltuend und locker kommen dagegen die Illustrationen (teils übersichtliche Tabellen, teils Karikaturen) daher – im ganzen ein originelles Werk.

Maja Fehlmann

ALOIS SENTI: Die Geschichte einer Erzähllandschaft. Von den Erzählerinnen und Erzählern, Sammlern und Schreibern der Sagen aus dem Sarganserland. In: 137. Neujahrsblatt / hg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen. St. Gallen: (Vertrieb) Buchhandlung Ribaux 1997. S. 5–50, ill.

ALOIS SENTI: Sagen aus dem Sarganserland, Band II. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1998. 347 S., 16 Abb. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 77).

Die wissenschaftliche Basis aller Volkserzählforschung bilden aus der mündlichen und aus der schriftlichen Überlieferung eruierte Texte. In «dichter Beschreibung» authentisch erfasst und historisch-textkritisch fixiert, lassen sich mittels ihnen Erzähllandschaften figurieren und Erzähltraditionen klassifizieren, auch – ja, insbesondere – Kenntnisse über Alltagserfahrung und Wirklichkeitsdeutung, Mentalität und Identität der Menschen einer Region und Zeit gewinnen. Diese Weise diskursiven Erfahrens und Verstehens von Land und Leuten bringt dabei umso zuverlässiger Wissen hervor, je systematischer und im historischen Längs- und Querschnitt solider die Dokumentationslage erzählter Wirklichkeit ist. Im ausgehenden 20. Jahrhundert verfügen nur wenige Regionen Europas über eine solche; das Sarganserland im Schweizer Kanton St. Gallen gehört zu diesen wenigen und hat eine solche auf dem Gebiet der Sagenüberlieferung vorzuweisen, wie die beiden hier anzuzeigenden Publikationen des rührigen Landsmanns und Volkserzählforschers Alois Senti belegen: «Die Geschichte einer Erzähllandschaft» von 1997 und «Sagen aus dem Sarganserland, Band II» von 1998.

Die im 137. Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen erschienene theoretische Schrift Senti's handelt gemäss Untertitel «Von den Erzählerinnen und Erzählern, Sammlern und Schreibern der Sagen aus dem Sarganserland». Auf 50 doppelspaltig bedruckten und mit 32 Abbildungen (Karten, Personenportraits, Archivalien, Ortsansichten) versehenen Seiten (Folioformat) zeichnet der Autor die vom späten Mittelalter bis kurz vor die zweite Jahrtausendwende reichende Überlieferungsgeschichte der Sarganserländer Sagen nach. Ihr lebensgeschichtlicher Zusammenhang bildet die bis in die 1970er-Jahre vorherrschende Vieh- und Weidewirtschaft mit dörflicher Sozialstruktur und ausgeprägter Frömmigkeit. Bäuerlich-alpines und religiöses Milieu konditioniert daher die auf abgelegenen Alpen und in Wirtshäusern, bei «Stubeti» und Laubsammeln, Totenwache und Gemeinwerk und während anderer Erzählsituationen ausgetauschten und aus den Erfahrungen der Vorfahren oder aus eigenen Erlebnissen resultierenden sagenhaften Geschichten mit Themen zu Frevel und Sühne, Tod und Tote, böse Mächte und Wunder, Zauber und Spuk. Die Chronisten des 16. und 17. Jahrhunderts (Petermann Etterlin, Diebold Schilling, Aegidius Tschudi) notierten davon nur die sie interessierenden Mirakelgeschichten; ähnlich selektiv vor gingen die sog. Naturforscher des 17. und 18. Jahrhunderts (Johann Jakob Wagner, Johann Jakob Scheuchzer), die den Drachen- und Riesengeschichten des Sarganserlandes auf die Spur zu kommen suchten. Den bis dahin schmal bemessenen Ausschnitt Sarganserländer Erzähltraditionen vergrössert Anfang des 19. Jahrhunderts der Sammlerkreis um Josef Anton Henne, allerdings nur um Geschichten, die Reste germanischer Mythologie zu enthalten versprachen. Erst die auf vorurteilsfreier Feldforschung beruhende Sammlertätigkeit, wie sie gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit Jakob Kuoni begann, sich im Laufe des 20. Jahrhunderts mit Georg Bamberger, Anton Zindel, Werner Manz, Jakob Grünenfelder, Pirmin Willi und Kassian Locher fortsetzte und durch

Alois Senti methodisch perfektioniert zu einem Abschluss gekommen ist, hat die tatsächliche Erzählwirklichkeit erfasst und zu einer vollständigen Bestandsaufnahme der Sarganserländer Sagenkultur geführt. Im Ergebnis können seither über zweitausend Textbelege aufgewiesen werden, wobei die hohe Zahl an Texten sich aus der Berücksichtigung stofflicher Varianten und Erzählfragmenten sowie Scheinsagen (d. i. Sagen mit rationalen oder komischen Auflösungen) ergab. Die stoffliche Bandbreite – so Senti ziemlich überrascht – war bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts ausgebildet; Neues sei danach nicht mehr hinzugekommen, vielmehr sei für die Jahre nach 1990 ein Schwinden und Abhandenkommen traditioneller Sagen zu konstatieren.

Vom Erlöschen Sarganserländer Sagenüberlieferung berichtet Alois Senti im zweiten Band seiner erstmals 1974 und binnen weniger Jahre drei Mal aufgelegten «Sagen aus dem Sarganserland». Die neue und wieder in der renommierten Schriftenreihe der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in Basel erschienene Edition mit Texten ausschliesslich in Mundart versteht sich als Nachtrag, der neben einstmals ausgesonderten Sagenvarianten und neben Texten aus nur sehr schwer zugänglicher Literatur hauptsächlich Beiträge enthält, die zwischen 1995 und 1997 zum Zwecke der Bestandssicherung und der Bestandsweiterung neu exploriert wurden. Über 340 Seiten füllt das gesammelte Material, nach den acht Gemeinden des Sarganserlandes gruppiert und innerhalb dieser Gruppen nach Themen geordnet. Die einzelnen, oft aus nur fragmentarischen Erinnerungen bestehenden Erzählungen sind durch Kommentare erläutert und in stoff- und überlieferungsgeschichtliche Zusammenhänge gestellt. Senti erweist sich hier abermals als brillanter Geschichtskenner, auch als eine Forscherpersönlichkeit, die zum Dreh- und Angelpunkt der Sagenbetrachtung den von den Inhalten und Botschaften der traditionellen Sagen im Denken und Handeln bewegten Menschen hat. Die dominierend gewordenen Scheinsagen sind ihm Zeichen einer veränderten Alltagswirklichkeit seiner Heimatregion, damit zugleich Zeichen für das Ende der Sagen als kollektive Erfahrungsmuster und bodenständige Identitätsangebote.

Mit seinen «Sagen aus dem Sarganserland» in zwei Bänden hat Alois Senti eine Erzählensammlung vorgelegt, die editorisch höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügt und intentional dem Vergessen regionalhistorischer Wissenstraditionen entgegenzuwirken sucht. Zugleich hat er mit seiner «Geschichte einer Erzähllandschaft» ein Tableau gezeichnet, das in solch komprimierter und fundierter Form den Vergleich mit anderen wissenschaftlichen Abhandlungen zur Thematik nicht zu scheuen braucht. Beide Schriften gehören daher in jede öffentliche Bibliothek und in die Hand eines jeden an Volkserzählung und Volkskultur Interessierten.

Erika Lindig

HENRIKE LÄHNEMANN: Der «Renner» des Johannes Vorster. Untersuchung und Edition des cpg 471. Tübingen/Basel: Francke 1998. 532 S., 14 s/w Abb. (Bibliotheca Germanica, 39).

Hugo von Trimberg, Rektor der Stiftsschule St. Gangolf in Bamberg, schrieb um 1300 mit dem 24600 mittelhochdeutsche Verse umfassenden «Renner» sein einziges erhaltenes deutsches Werk. Erhalten sind fünf Handschriften, von denen die Heidelberger cpg 471, geschrieben 1425 vom Nürnberger Stadtgerichtsschreiber Johannes Vorster (gest. 1444), eine singuläre Textredaktion darstellt, weil Vorster das Original um die Hälfte kürzt und den gesamten Text neu ordnet. «Die Redaktion Vorsters profiliert sich in der Umgestaltung der Grossstruktur des «Renner» und in dem Aufbau eines neuen Textes. Im Vergleich mit dem Aufbau bei Hugo von Trimberg lässt sich Vorsters Modell als textexterne Strukturierung durch die Schaffung gegeneinander abgesetzter Distinktionen beschreiben» (S. 167). Der «Renner» ist eine Lehrdichtung, und Vorster verstärkt den Ansatz Hugos noch dadurch, dass er am Schluss eine «Tafel der christlichen Weisheit» hinzufügt, eigentlich eine stark erweiterte Katechesistafel, wie sie – vornehmlich in Privatgebetbüchern – seit dem 14. Jahrhundert üblich wurden. Vorster liess seinen Text durch drei Maler illustrieren. In diesen Illustrationen «vor den Distinktionenanfängen setzte Vorster die in der Didaxe argumentativ vorgetragenen Kategorien in eigenständige Bildkonzepte um» (S. 168).

Das vorliegende Buch ist, wie der Untertitel ankündigt, Untersuchung zum Schreiber Johannes Vorster (S. 12–28), wobei der geschichtliche Rahmen abgesteckt, die Familienverhältnisse und das soziale Milieu sowie Vorsters Beziehung zum Nürnberger Kartäuser Erhard Gross vorgestellt werden. Ausführlich wird sodann die Handschrift cpg 471 vornehmlich unter kodikologischem und germanistischem Aspekt erforscht (S. 29–48). Es folgen Studien zur Bearbeitung des «Renner»-Textes und zu seiner Neustrukturierung (S. 49–72), zum Textaufbau sowie zur inhaltlichen Gewichtung im Gesamtaufbau (S. 89–99). Ein weiteres Kapitel ist der Kommentierung durch vornehmlich lateinische Zitate aus der Bibel und dem Verhältnis der Zitate zum «Renner»-Text sowie zum Aufbau der Bildseiten gewidmet (S. 100–151). Kurz wird auch der katechetische Anhang besprochen (S. 152–166).

Teil II ist – nach einer Einleitung (S. 195–216) – der handschriftengetreuen Edition gewidmet (S. 216–489). Eine Synopse der Doppelzitationen (S. 490–503) und ein achtfaches Register erschliessen den hier erstmals veröffentlichten Text aufs beste. Dreizehn Abbildungen zeigen die illustrierten Seiten.

Für die Volkskunde von grossem Interesse sind der Text und die Abbildungen zu den sieben Todsünden «Hoffart – Geitikeit – Unkeusch – Zorn – Frass – Neit – Tragheit». Diese Todsünden-Reihen folgt dem üblichen spätmittelalterlichen Schema SALIGA (= Superbia, Avaritia, Luxuria, Ira, Gula, Invidia, Acedia). Den Todsünden voraus gehen zwei umfangreiche Abschnitte über «Jugent» und «Alter», ihnen folgt vor der abschliessenden «Tafel der christlichen Weisheit» ein Abschnitt unter dem Motto «Alle dinc hat er wol gemacht». Hunderte von volkskundlich interessanten Details wären hier anzuführen. Auf sie muss verzichtet werden. Eine einlässliche Lektüre wird jedem viel bringen.

Peter Ochsenbein

WALTER HEISSIG/RÜDIGER SCHOTT (Hg.): Die heutige Bedeutung oraler Traditionen. Ihre Archivierung, Publikation und Index-Erschliessung. Opladen: Westdeutscher Verlag 1998. 384 S., Abb. (Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften. Abhandlungen, 102).

Die Indices der «geografisch-historischen» Schule (Aarne, A.: *The Types of the Folktale*. Second Revision by S. Thompson. Helsinki 1961; Thompson, S.: *Motiv-Index of Folk-Literature* 1–6. Bloomington 1959) sind gleichzeitig die meistgeliebten und meistgehassten Katalogisierungssysteme der vergleichenden Erzählforschung. Meistgeliebt, da ihre Systematiken – und zwar sowohl die der Katalogisierung nach Erzähltypen (AaTh) als auch die feingliedrigere nach Erzählmotiven (Mot.) – nach wie vor zu den international am häufigsten angewandten Methoden gehören, um grössere Mengen von meist einer bestimmten Region oder Thematik zugehörigem Material zu erschliessen. Meistgehasst, da kaum eine relevante Publikation ohne Ergänzungen, Korrekturen und teils massive Kritik an den Unzulänglichkeiten der Systematiken auskommt; da beide seit nunmehr annähernd vierzig Jahren vorliegen und somit das seither erschienene reichhaltige Material nicht enthalten ist; und schliesslich, da beiden Systematiken schon seit mehreren Jahrzehnten grundlegende systematische Fehler vorgehalten werden, die man bei einer durchgreifenden Revision beseitigen zu können hofft. Hans-Jörg Uther, Mitarbeiter der Göttinger Arbeitsstelle «Enzyklopädie des Märchens», berichtet seit vielen Jahren regelmässig über die Problematik und relevante Neuerscheinungen (u. a. in *Fabula* 25/1984:308–321; *Journal of American Folklore* 102/1989:479–484; *Asian Folklore Studies* 55,2/1996:299–317; *Journal of Folklore Research* 34,3/1997:209–220).

Wenngleich die Probleme auch ausserhalb Deutschlands bekannt sind, scheint der Arbeitskreis der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften der einzige grössere Zusammenschluss interessierter Wissenschaftler zu sein, die sich der Lösung des Problems aktiv widmen. Nach einem ersten Symposium 1993 zum Thema «Formen und Funktion mündlicher Tradition» vereinigt der jetzt von dem Mongolisten Walther Heissig und dem Afrikanisten Rüdiger Schott vorgelegte Sammelband Beiträge, die auf einer im November 1995 veranstalteten internationalen Arbeitstagung in St. Augustin bei Bonn vorgetragen wurden. Deren Ziel lag vor allem darin, offene Probleme und Schwierigkeiten bei der Archivierung, Veröffentlichung und systematischen Erschliessung mündlicher Überlieferung aller Art aufzuzeigen. Die 28 Beiträge der beteiligten Wissenschaftler behandeln schwerpunktmässig folgende Themen: die heutige Bedeutung mündlicher Überlieferung, ihr Wandel und ihre Bedrohung in unterschiedlichen Regionen; die zentrale Problematik der Archivierung sowie der konservierenden (und in gewisser Weise normierenden) Publikation mündlicher Überlieferungen; sowie der Erschliessung des mündlich überlieferten Traditionsgutes durch Typen- und Motivindices. Als wichtigste Desiderate halten die Herausgeber abschliessend fest: «1. Die beständige Konservierung von unwi[e]derbringlichen Ton- und Filmdokumenten in geeigneten Archiven. 2. Die Revision der vorliegenden Erzähltypen- und Motivindices» (p. 25).

Die Beiträge sind nach thematischen Gruppen zusammengestellt und behandeln im einzelnen folgende Themen:

I. *Zur Einführung*. 15–36 Heissig, W./Schott, R.: Die heutige Bedeutung oraler Traditionen/The Present-Day Importance of Oral Traditions; 37–47 Cistova, B.: Der Weg von der Aufzeichnung über die Archivierung zur Herausgabe folkloristischer Texte.

II. «Traditionelles» Erzählgut und «modernes» Erzählen. 49–62 Dégh, L.: Oral Tradition in the Age of Mass Reproduction; 63–74 Voigt, V.: Ergebnisse und Fehler bei der Bearbeitung von «heutigen» mündlichen Texten; 75–86 Pakalns, G.: Ein lettischer Sagenkatalog – Vergangenheit oder Zukunft?

III. *Die Archi ierung on Erzählungen und Sprichwörtern*. 87–105 Puchner, W.: Der unveröffentlichte Zettelkasten eines Katalogs der griechischen Märchentypen nach dem System von Aarne-Thompson von Georgios A. Megas; 107–117 Neumann, S.: Aufbau und Auswertung des Wossidlo-Archivs in Rostock; 119–130 Hose, S.: Archivierung = ad acta? Ein Beitrag zur deutschen und sorbischen Sprichwörterforschung; 131–158 Litovkina, A. T.: An Analysis of Popular American Proverbs and Their Use in Language Teaching; 159–165 Profantova, Z.: On the Classification of the Slovak Paremiological Treasury.

IV. *Feldforschungen zur Aufnahme und Archi ierung on oralen Traditionen*. 167–176 Kilianova, G.: Feldforschungen zur Aufnahme von oralen Traditionen und die Archivierung von Forschungsmaterialien in der Slowakei; 177–184 Ivanova, R.: Current Forms of Preservation of the Bulgarian Oral Tradition; 185–194 Honko, L.: On the Difficulty of Documenting Oral Epics; 195–206 Revel, N.: The Present Day Importance of Oral Tradition: Their Preservation, Publication and Indexing (with examples from South Asia); 207–215 Lindell, K.: A Short History of the Research Project «The Heritage of the Kammu (Thailand)»; 217–226 Kapchits, G.: The Somali Oral Traditions: A Call for Salvation.

V. *Probleme der Index-Erschliessung mündlicher Traditionen*. 227–247 Uther, H.-J.: Typen- und Motivindices 1980–1995; 249–262 Goldberg, C.: Some Suggestions for Future Folktales Indexes; 263–268 Swahn, J.-Ö.: Aarnes Typenkatalog muss revidiert werden – aber wie?; 269–278 Jason, H.: Index of Content Types for Oral Epics: A Report; 279–288 Heissig, W.: Die Erschliessung mongolischer Epen durch Motiv-Indices; 289–300 Cistov, K. V.: Das vergleichende Verzeichnis der Märchentypen ostslawischer Märchen; 301–306 Valk, Ü.: Estonian Devil Legends in the International Context; 307–314 Nagy, I.: Classification of Origin Legends; 315–332 Seydou, C.: Autour d'une Fille Difficile – histoire d'une experience; 333–340 Schott, R.: Some Problems with Tale-Type, Motif and Keyword Indices in Analysing Folktales of the Balsa (Northern Ghana); 341–361 Geider, T.: Kanuri Text Resources and the Organization of «A Reference Book of Kanuri Oral Narratives»; 363–375 Möhlig, W. J. G.: The Tjaube Tradition of the Kavango Area (Namibia) – Truth or Fiction?; 377–384 Wilbert, J.: Folk Literature of South American Indians: A Multivolume Series of Verbal Art.

Sowohl das Symposium als auch der resultierende Sammelband sind nicht nur als historisches Resümee der Situation am Ende des 20. Jahrhunderts bemerkenswert. Sie liefern auch zahlreiche Anregungen dafür, wie die Forschungsproblematik in Zukunft behandelt werden kann. Die Beiträge berücksichtigen über den thematisch weitgespannten Rahmen der Tagung hinaus eine erhebliche Breite von Gattungen der mündlichen Überlieferung als auch von Regionen: Behandelt werden unter anderem Sprichwörter (*Hose, Lito kina, Profanto a*), Epen (*Honko, Jason, Heissig*), Sagen (*Pakalns, Valk*) und Ursprungslegenden (*Nagy*); der geografische Rahmen spannt sich von Amerika (*Degeh*) über Europa bis zum mongolischen Asien (*Heissig*), wobei auffällt, dass die afrikanistische Erzählforschung mit einer überproportionalen Reihe von Beiträgen vertreten ist (*Seydou, Schott, Geider, Möhlig*). Allerdings – das muss einschränkend in aller Deutlichkeit angemerkt werden – liegt der Wert des Sammelbandes in der aktiven Bestandsaufnahme. Die wenigen Beiträge mit konkreten Überlegungen zu einer grundlegenden Revision der bestehenden Katalogisierungssysteme (*Goldberg, Swahn*) liefern dann doch zu wenig konkret umsetzbare Vorschläge. Und über allen theoretisch berechtigten Forderungen und Überlegungen besteht vor allem eines der grössten Probleme der anstehenden internationalen Revisionsarbeiten darin, die entsprechende Finanzierung eines mehrjährigen und zahlreiche qualifizierte Wissenschaftler involvierenden Forschungsprojektes zu sichern. Es zählt zu den historischen Tatsachen, dass bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts derartige Aufgaben bei aller methodischen Unzulänglichkeit noch durch die Inspiration und Arbeitskraft Einzelner (mit ihren Zuarbeitern) zu bewerkstelligen waren. Soll denn irgendwann einmal im 21. Jahrhundert die angestrebte grundsätzliche Revision geleistet werden, so bleibt wohl noch eine erhebliche Überzeugungsarbeit bei den forschungsfördernden Institutionen zu leisten.

Ulrich Marzolph

SPRACHATLAS DER DEUTSCHEN SCHWEIZ. Hg. von Rudolf Hotzenköcherle, fortgeführt und abgeschlossen von Robert Schläpfer, Rudolf Trüb und Paul Zinsli. Band VIII: Wortgeographie V: Haustiere – Wald und Landwirtschaft. Unter Leitung von Rudolf Trüb bearbeitet von Hans Bickel, Doris Handschuh, Elvira Jäger, Christian Schmid-Cadalbert und Rudolf Trüb. Tübingen/Basel: Francke 1997. 214 (unpaginierte) Seiten, davon 211 Karten, 45 Abbildungen.

Der Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS), ein geisteswissenschaftliches Grundlagenwerk, das konzeptionell und methodisch weit über unsere Landesgrenzen hinaus wirkt und in seiner Qualität zumindest im deutschsprachigen Europa ähnlich gelagerte Projekte übertrifft oder sie dann entscheidend

beeinflusst hat, ist abgeschlossen. Schon abgeschlossen, müsste man sagen, denn angesichts der in den acht Kartenbänden auf nahezu 2000 Seiten (1548 Karten, ausführliche Texte, über 600 Abbildungen) präsentierten Materialien, die in erster Linie den Sprachwissenschaftler ansprechen, mit deren Hilfe sich aber auch über die Linguistik hinaus viele Querverbindungen zu anderen kulturhistorischen Disziplinen wie etwa der mit dem Atlas der schweizerischen Volkskunde besonders eng verbundenen Volkskunde herstellen lassen, ist es doch eigentlich erstaunlich, dass Sammel-, Planungs- und Publikationsphase zusammen nur rund sechs Jahrzehnte gedauert haben.

1935 begründeten die beiden Germanisten Heinrich Baumgartner (Bern) und Rudolf Hotzenköcherle (Zürich) den SDS. Zum Ziel des Unternehmens wurde die räumliche Erfassung aller wesentlichen Merkmale der noch allgemein gesprochenen Dialekte der deutschen Schweiz und der benachbarten Walserorte im Tessin und in Piemont als sprachgeografische Gesamtdarstellung erklärt. Damit verstand sich der SDS auch als Ergänzung zum Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache (Idiotikon), aus dessen semasiologisch angelegten Artikeln laut-, formen- und wortgeografische Einsichten nicht so leicht zu gewinnen waren und sind. Die zwischen 1939 und 1958 unter Zugrundelegung eines umfangreichen Fragebuchs (mehr als 2500 Fragen) durch drei Hauptexploratoren in nahezu 600 Orten bei rund 1500 Gewährspersonen im direkten Aufnahmeverfahren erhobenen Materialien (rund drei Millionen Sprachdaten, dazu etwa 10000 Skizzen und Fotos) wurden ab 1962 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Mit dem achten Band, dem fünften Wortschatzband, ist die Publikation beendet (nicht alles Sammelgut ist veröffentlicht), womit, wie Rudolf Trüb im Vorwort ausführt, «das Ziel, das sich Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenköcherle 1935 gesetzt haben, nämlich einen vielseitigen Atlas der schweizerdeutschen Dialekte als wissenschaftliches Grundlagenwerk neben dem «Schweizerdeutschen Wörterbuch» zu schaffen [...] erreicht» ist. In Vorbereitung ist noch ein das Gesamtwerk von verschiedenen Richtungen her erschliessender Registerband, der, auch einen Arbeitsbericht und einen ausführlichen Abschnitt zur Werkgeschichte enthaltend, zusammen mit dem ebenfalls 1962 erschienenen Einführungsband (A: Zur Methodologie der Kleinraumatlanten. B: Fragebuch – Transkriptionsschlüssel – Aufnahmeprotokolle) das Unternehmen SDS wie eine Klammer umfassen und gesamthaft zugänglich machen wird.

Die ersten drei Bände sind der Laut- (Vokalqualität und -quantität, Konsonantismus) und Formen- (Wortbildung, Flexion, auch syntaktische Fragestellungen) gewidmet, die folgenden der Wortgeografie mit den Generalthemen «Der Mensch – Kleinwörter» (Band 4), «Menschliche Gemeinschaft – Kleidung – Nahrung» (Band 5), «Umwelt» (Band 6) und «Haus und Hof» (Band 7). Der Leser darf allerdings beispielsweise keine vollständige Lautlehre der schweizerdeutschen Dialekte erwarten, denn dargestellt werden nur diejenigen Phänomene, die in Raum und (in beschränkterem Masse auch) in Zeit unterschiedliche Ausprägungen erweisen.

Der achte Band, betitelt mit «Haustiere – Wald- und Landwirtschaft», deckt vorerst – zu vergleichen ist das Kapitel «Freilebende Tiere» im sechsten Band – auf den ersten 133 Karten die Themenbereiche «Rindvieh, Viehzucht; Ziegen; Schafe; Schweine; Geflügel; Bienen; Pferde; Hunde; das Kaninchen; Katzen» ab; rund fünfzig Karten haben allein das Rind und die Viehzucht allgemein zum Inhalt, während die anderen Gruppen sich in der Regel mit zehn bis fünfzehn Karten begnügen müssen. Bezeichnungen für die erwachsenen Tiere, für die entsprechenden kastrierten Tiere, für die Jungtiere, für die Tierstimmen, für die Lockrufe und die Brunst klingen bei den verschiedenen Tierarten immer wieder an (und lassen sich über das ausführliche Inhaltsverzeichnis und das Titel- und Sachregister auch gewinnbringend untereinander verbinden); daneben finden auch für einzelne Tiere typische Kennzeichen und Verhaltensweisen gebührende Beachtung, wie etwa das Stechen der Biene, das Einander-Stossen der Ziegen, das Wiederkäuen des Rindes oder die Zitze der Kuh, der Kuhschwanz, der Hühnererschlag usw. Der zweite Teil des Bandes bietet auf rund dreissig Karten die Terminologie der Waldwirtschaft (zahlreiche Benennungen für Werkzeuge, auch für Tätigkeiten wie das Fällen eines Baumes oder das Errichten einer Scheiterbeige); Bezeichnungen aus dem Bereich der landwirtschaftlichen Fahrzeuge folgen, und abgerundet wird der Band durch zahlreiche Karten zu Graswirtschaft, Acker-, Getreide- und Weinbau, Einfriedungen und älteren, nichtmetrischen Flächenmassen.

Werfen wir einen Blick auf einige wenige der in der Regel onomasiologischen, Bezeichnungen für einen Begriff darstellenden Karten. Die für die Raumstruktur des Schweizerdeutschen wichtigen Nord/Süd-Staffelungen und Ost/West-Gegensätze lassen sich auf zahlreichen Blättern verfolgen, z. B. – beschränkt auf die jeweiligen Haupttypen – auf Karte 43 «Milch seihen» östliches *siihe*, *siene* gegen westliches *richte* (zu vgl. ist auch die bezüglich der Zeichensetzung abgestimmte Folgekarte «das grosse Milchsieb» mit ähnlicher räumlicher Verteilung der Haupttypen, wobei *Richte*, *Richti* allerdings nur im Norden des Westgebietes gilt, hat doch der in diesem Fall auch die Kantone Luzern, Unterwalden und Uri sowie die Siedlungsräume der Südwälder und zum Teil der Wälder in Graubünden umfassende

Westen in eindrucklicher Einheitlichkeit das vermutlich vordeutsche, verbal kaum mehr fassbare *Folle*), oder auf Karte 77 «das Schwein» als Gegensatz zwischen dem Typus *Sou* im Norden (eingeschlossen die ganze Innerschweiz) und dem einst weiter verbreiteten *Schwii* im Süden, umfassend die Gebiete Freiburg, Berner Oberland (teilweise), Wallis, Piemont, Graubünden, Glarus und südliches St. Gallen; beide Aspekte sind bei der Bezeichnung für «einen Baum fällen» (Karte 135) kombiniert, indem der in *ummache* (im Westen) und *umtue* (im Osten) geteilte Norden dem mit *felle* einheitlichen Süden gegenübersteht. Auf anderen Karten zeichnen sich innerhalb der grossräumigen Verteilung geschlossene, sich an die Grenzen von Grossregionen oder sogar Kantonen haltende Gebiete ab, etwa für «der Widder» (Karte 66) ernerisches *Leiker* oder *Stack(e)* im westlichen Berner Oberland, in beiden Gegenden durch das weithin (neben Bock) geltende *Wider* nur schwach konkurrenziert. Schon verwirrender und unübersichtlicher zeigt sich das Bild von Karte 28 «wählerisch beim Fressen (vom Rind)»; zwar gibt es auch hier geschlossene Regionen (z. B. kennt der Kanton Glarus fast ausschliesslich *chöög*, der Kanton Freiburg einheitlich *gschnäugget*), doch in der Regel sind die Bezeichnungen kleinräumiger und uneinheitlicher und zudem werden oft am selben Ort mehrere Ausdrücke nebeneinander verwendet. Andere für die schweizerdeutsche Dialektlandschaft ebenfalls charakteristische Gesichtspunkte wie das Moment der Relikthaftigkeit und, bedingt durch die Nachbarschaft zur Romania, die Offenheit für sprachliches Fremdgut der näheren Umgebung, seien an je einem Beispiel aufgezeigt: *i(n)trücke* für «wiederkauen» (Karte 27) ist nur noch im Wallis, bei den Südwalsern, in einigen Walsertoren Graubündens und in Teilen Appenzells und im unteren St. Galler Rheintal bekannt (das Wort geht auf althochdeutsch *itarucchan* in gleicher Bedeutung zurück, Vorsilbe *ita-*) – die übrige Schweiz verwendet *chäue*, *chäule*, *täue*, *male* und *mäue*; für «die Kelter» (Karte 203/204) gibt es im Schweizerdeutschen neben jüngeren Bezeichnungen die älteren *Trotte*, *Torggel* und *Trüel*, wobei die beiden letzteren romanische Wurzeln haben, nämlich das am Ostrand der deutschen Schweiz heimische *Torggel* mittellateinisches **torcula*, das westschweizerdeutsche *Trüel* hingegen altfranzösisches *tru(e)il*. Nur noch am Rande erwähnt sei, dass die onomasiologische Fragestellung die verschiedenen Bezeichnungen für einen Begriff auf den Karten auf einen Blick erkennen lassen; das mühsame und oft genug erfolglose Suchen nach Synonyma, wie es das semasiologische Wörterbuch wie das Idiotikon erfordert, entfällt (vgl. etwa Karte 125 «der Kater»: *Kaater*, *Männli*, *Rolli*, *Rälli*, *Räuel*, *Maudi*, *Rammler*, *Chäuder*, *Brack*, *Brock*, *Burr*, *Rüüd*, *Bock*).

Die acht SDS-Bände zeichnen sich durch eine beeindruckende Geschlossenheit aus, sowohl die Umsetzung der sprachlichen Daten in wohlüberlegte und oft schon eine Interpretation nahelegende Kartensymbole wie auch die druckgrafische Ausführung betreffend. Diese einzigartige Qualität ist dem weitsichtigen Gesamtkonzept von Baumgartner und Hotzenköcherle zu verdanken. Doch jedes Konzept, und ist es noch so gut, muss auch von den richtigen Leuten getragen werden. Und hier, im persönlichen Bereich, hat es sich immer wieder gefügt, dass zumindest in den leitenden Funktionen das Moment der Kontinuität, der tradierenden Erfahrung zum Tragen kam. Rudolf Hotzenköcherle hat, nach dem frühen Tod von Heinrich Baumgartner, bis Mitte der 70er-Jahre das Projekt geleitet und von der Planungs- über die Erhebungs- in die Ausführungsphase geführt. Mindestens so beeindruckend ist das sich über mehr als ein halbes Jahrhundert erstreckende Engagement von Rudolf Trüb, der 1946 seine Exploratorentätigkeit aufnahm und unter dessen nie ermüdender Leitung das Unternehmen nun seinen Abschluss gefunden hat. Dass sich mit Erwin (bis 1981) und Urs und Maja Zimmerli die Zahl der Grafiker klein halten liess, hat sich als glückliche Fügung und dem Werk als zuträglich erwiesen. Über Jahrzehnte mit dem Werk verbunden, verdienen hier noch Paul Zinsli und Robert Schläpfer, beide vielseitig involviert, und Doris Handschuh als Mitwirkende bei der Kartenbearbeitung, neben den zahlreichen weiteren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, der besonderen Erwähnung.

Der Sprachatlas der deutschen Schweiz widerspiegelt den Sprachstand und die Lebenswelt vornehmlich der bäuerlichen Bevölkerung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, einer Welt – so ist vor allem aus den Wortschatzbänden immer wieder herauszulesen –, die so heute nur noch beschränkt existiert (mit dem Verschwinden der Sache ist oft auch das dazugehörige Wort der aktiven Sprache fremd geworden). Sprach- und sachgeschichtliche Zusammenhänge, die sich hier auftun, sind nur einige wenige der vielen Gesichtspunkte, unter denen der SDS ausgewertet werden kann. Das Material steht bereit.

Andreas Burri

EDUARD STRÜBIN: *Kinderleben im alten Baselbiet*. Liestal: Verlag des Kantons Basel-Landschaft 1998. 361 S., Abb. (Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Basel-Landschaft, 67).

In der Einführung umreißt der Autor die Situation der Kinder von heute. Kinder stünden im Kräftefeld verschiedener Mächte. Alle würden versuchen, sie sich gefügig zu machen. Aus dieser Situation, so Strübin, ergibt sich die Pflicht für die Kulturwissenschaften, «die Problematik einer solchen Kindheit ins Licht zu rücken». Die eigene Arbeit schränkt Strübin ein. Er könne nur eine bescheidene Vorarbeit leisten. Alles andere bedürfe «des Zusammenwirkens einer Gruppe leidenschaftlich-sachlicher Forscherinnen und Forscher über die Fachgrenzen hinweg».

Als Autor der Buchbesprechung bin ich skeptisch, ob es je zu einem solchen fachübergreifenden Gemeinschaftswerk kommen wird. Wenn immer Reader über die Kindheit in der Schweiz erscheinen – zuletzt jener von Paul Hugger «Kindheit in der Schweiz» (Zürich 1998) –, so kocht, wenn auch auf spannende Weise, jeder Autor und jede Autorin die eigene fachspezifische Suppe. Auch der vorliegenden Publikation hätten fachübergreifende Thesen gut getan. Das Material, um dies mit einigem Recht zu tun, hat der Autor durchaus zusammengetragen.

«Me het nid so vill Gschichte gmacht mit de Chind», lautet ein zentraler Satz, den Strübin reportiert (S. 297). Setzt man diesem Satz ältere Behauptungen gegenüber, etwa jene von De Mause (1980), dass die Kinder früher ständig geweint hätten, oder die Aussage von Shorter (1977, S. 196), dass die mütterliche Fürsorge eine Erfindung der Moderne sei, so erweist sich ersterer, wie dies in der Zwischenzeit andere Untersuchungen aufgezeigt haben (etwa Arnold 1980, Löffl-Haag 1991, vgl. auch Hüttenmoser 1992) als weit differenzierter und der tatsächlichen Situation angemessener.

In verschiedenen Beispielen zeigt Strübin auf, dass man sich bereits früher durchaus um die kleinen Kinder bemühte, wenn auch nicht immer mit den richtigen Mitteln. Ein enges Wickeln, aus heutiger Sicht gewiss falsch und gesundheitsschädigend, ist noch kein Beweis für fehlende Mutterliebe. Auch das heftige Wiegen, das Aufwerfen und Auffangen der Kinder, sie auf den «Knien reiten lassen» kann aus moderner Sicht als durchaus ungeeignet oder schädlich bezeichnet werden. Betrachtet man diese älteren Traditionen jedoch ganzheitlich und bettet sie in bestimmte alltägliche Situationen ein, in denen gesungen, Geschichten erzählt und Verse gereimt wurden, so zeichnet sich ein anderes Bild von der Beziehung der Mütter, Väter, Grosseltern und älteren Geschwister zu kleinen Kindern ab. Säuglinge erfuhren bereits früher viel positive Zuwendung, und selbst wenn man zehn und mehr Kinder zur Welt gebracht hatte, löste der frühe Tod eines Kindes grosse Trauer aus (S. 340).

Später geht es, wie Strübin mit vielen anschaulichen Beispielen aufzeigt, deutlich härter zu und her. Der frühe Einbezug der Kinder in die Arbeitswelt, sei dies im häuslichen Betrieb oder in einer Fabrik, muss in vielen Fällen nicht nur als Überforderung, sondern als Misshandlung der Kinder bezeichnet werden. Auch hier gilt es allerdings zu beachten, dass Strenge oft mit Liebe gepaart war (S. 142). – Offen im Raum bleibt die Frage, was sich denn am vielfach diskutierten Missbrauch und der Misshandlung der Kinder von heute im Vergleich zu früheren Zeiten verändert hat. Wie verbreitet war sexuelle Kindesmisshandlung früher? Wie haben die Medien, das Fernsehen, Pornofilme und Internet die Problematik verändert?

Eine weitere spannende Frage drängt sich auf, wenn man nach der Bedeutung älteren Brauchtums im Kinderalltag fragt (dazu auch Muri 1998). Wie sinnvoll war das Brauchtum für Kinder? Hat es die Bedürfnisse der Kinder ebenfalls berücksichtigt? Sehr anschaulich schildert Strübin die verschiedenen Rituale und Bräuche bei der Taufe (S. 47ff.). Da wird ein Ereignis gefeiert, in dessen Mittelpunkt nach modernem Verständnis das Neugeborene und dessen Mutter stehen sollte. Doch dem war nicht so: Die Eitelkeit der Erwachsenen, der Gotte und insbesondere des Göttis, die ihre Rolle etwa im Sinne einer Brautschau verstanden, standen im Mittelpunkt des Geschehens (S. 52ff.) Die Mutter lag, da die Taufe sehr früh stattfand, noch im Kindbett. Als in der Folge der Tauftermin später angesetzt wurde, musste die Mutter zu Hause am Herd bleiben, um den «Herren der Schöpfung» nach der kirchlichen Feier ein währschaftes Essen zu servieren. Der Täufling selbst blieb an seinem Fest bis heute eine schön verpackte Staffage. (Es könnten hier noch zahlreiche Festivitäten aufgereiht werden, die angeblich für die Kinder gefeiert werden. Bei genauerem Hinsehen – ich denke etwa an den Mai-Umzug in Aarau oder an den Kinderumzug in Zürich – bleiben die Kinder jedoch auch dort «schöne Staffage».)

Wenn heute oft die Klage laut wird, dass wir zu wenig Brauchtum und Rituale hätten, um unsere Kinder in die menschliche und kirchliche Gemeinschaft einzuführen, was gewiss zutrifft, so muss man genau hinsehen. Gravierender als bei der Taufe erweist sich die Missachtung kindlicher Bedürfnisse bei Todesfällen. Die Gefühle und die Trauer der Kinder, etwa beim Tod der Mutter oder des Vaters, hatten früher keinen Platz im Trauer- und Beerdigungszeremoniell, und sie haben diesen bis heute nicht gefunden. Im Gegenteil: Das Brauchtum der Erwachsenen bis hin zu traurig-feuchten Festgelagen im An-

schluss an eine Beerdigung geht nicht nur über die Gefühle der Kinder hinweg, sondern verhindert, wie viele Dokumente zeigen, bei Kindern den eigenen Trauerprozess (Hüttenmoser und Oberwiler 1999).

Zwischen der bereits früher durchaus vorhandenen Zuwendung der Eltern zu ihren Kindern und dem überlieferten, von einer grösseren Gemeinschaft getragenen Brauchtum besteht ein deutlicher Riss. Eindrücklich schildert etwa der Tessiner Schriftsteller Plinio Martini in seinem Buch «Requiem für Tante Domenica», wie beim Tod der Tante die Mutter versucht, dem kleinen Marco über das für ihn unverständliche Gehabe der Dorfgemeinschaft durch persönliche Zuwendung hinwegzuhelfen.

Eine wichtige Frage drängt sich schlussendlich auf, wenn Strübin immer wieder den Lebensraum der Kinder von heute mit jenem vor fünfzig oder hundert Jahren vergleicht und dabei, sehr zaghaft allerdings, auch Urteile fällt.

Es bedarf heute keiner Lehrer oder behördlicher Verordnungen mehr, die das Spiel der Kinder auf der Strasse nach dem Betzeitläuten unterbinden müssen (S. 172). Das Spiel der Kinder im Freien ist, wie Strübin feststellt (S. 281), praktisch unmöglich geworden. Tatsächlich kann heute aufgrund des gefährlichen privaten Motorfahrzeugverkehrs in der Stadt wie auf dem Land nur noch ein Teil der jüngeren Kinder die Wohnung unbegleitet verlassen (Hüttenmoser 1996). Strübin betont in diesem Zusammenhang die grosse Faszination der Kinder an der aufkommenden Automobiltechnik (S. 260); dabei muss allerdings beachtet werden, dass die Faszination bei jüngeren Kindern oft mit Angst verknüpft ist, wie sich dies etwa in Kinderzeichnungen sehr deutlich zeigt (Hüttenmoser 1990).

Dass das vermehrte Verkehrsaufkommen in vielen Dörfern allmählich dazu führte, dass man darauf verzichtete, sich auf dem Feierabendbänklein zu einem «Schwatz» zu treffen (S. 261), könnte als niedliche Anekdote gedeutet werden. Das Beispiel ist jedoch Teil einer gravierenden Entwicklung: Heute weiss man, dass das erhöhte und gefährliche Verkehrsaufkommen in den Strassen dazu führt, dass die nachbarschaftlichen Kontakte unter Kindern und unter Erwachsenen massiv reduziert und die nachbarschaftliche Hilfe stark in Mitleidenschaft gezogen wird (Hüttenmoser und Degen-Zimmermann 1995). Der motorisierte Strassenverkehr hat eine Entwicklung eingeleitet, die unsere Fähigkeit, gemeinsam eine demokratische Gesellschaftsform zu leben und weiterhin aufrechtzuerhalten, in ihren Grundfesten bedroht.

Strübin macht noch auf weitere gravierende Aspekte der neueren Entwicklung aufmerksam, wenn er darauf hinweist, dass die Kinder früher durch aktives «Schauen und Zuschauen» (S. 238) ihre Welt allmählich ausgeweitet und erobert hätten. Diese Möglichkeit besteht heute weitgehend nicht mehr. Ersetzt wurde sie durch ein passives Vorbeiflimmern-Lassen zumeist fremder Welten am Fernseher oder durch ein gezieltes Durcheilen der näheren und fernerer Umwelt, wobei der Blick zumeist auf mögliche Konfrontationen mit dem Strassenverkehr gerichtet ist. Die langen, spannenden Schulwege (S. 251), die wichtige soziale Lernprozesse darstellen (Hüttenmoser 1993), gehören der Vergangenheit an. Überhaupt: Heute wird man als Kind während vieler Jahre an der Hand oder noch häufiger im Auto der Mutter durch die Umwelt geschleust. Das Fazit der Veränderungen: Kinder weisen bereits im Alter von fünf Jahren ein beträchtliches Defizit in ihrer Selbstständigkeit sowie in ihrer sozialen und motorischen Entwicklung auf (Hüttenmoser und Degen-Zimmermann 1995).

So gesehen wird die Gegenüberstellung heutiger Lebenswelten mit jenen von gestern – das Buch von Strübin trägt dazu wertvolle Details zusammen – zur äusserst harten Kritik an der Entwicklung der letzten achtzig Jahre. Diese kann, so meine ich, nicht akzeptiert werden, sondern muss, was den kindlichen Lebensraum im näheren Umfeld betrifft, rückgängig gemacht werden, was auch mit einem bescheidenen Aufwand möglich ist.

Mit meinen Ausführungen habe ich dem Autor von «Kinderleben im alten Baselbiet», der auf eine «Gruppe leidenschaftlicher Forscherinnen und Forscher» hofft, die gemeinsam die Geschichte der Kindheit beurteilen sollte, vorgegriffen und versucht, die im Buch reichlich zusammengestellten Dokumente in grössere Zusammenhänge einzuordnen. Die sich dabei ergebenden Provokationen sind meiner Meinung nach nötig, nicht nur um das Gespräch unter Forscherinnen und Forschern zu forcieren, sondern auch um aktiv zu verhindern, dass wir selbst sowie die Politiker und Politikerinnen weiterhin Entwicklungen akzeptieren, die dem Wohl der Kinder in keiner Weise dienlich sind.

Marco Hüttenmoser